



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L., W.: Goethe im Urteil einer Diplomatenfrau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auffatz entwickelt ist. Daß Theorie und Praxis nicht immer übereinstimmen, ist bekannt, und aus den übrigen Abhandlungen der kleinen Schrift, die ja auch sonst viel anregende und richtige Gedanken enthält, scheint mir hervorzugehn, daß die Praxis sich doch wesentlich anders gestaltet, als man nach der an die Spitze gestellten Theorie erwarten könnte. H. Kahnis



Goethe im Urteil einer Diplomatenfrau



Am 12. Oktober 1796 wurde auf dem Sievekingschen Gut Neumühlen bei Altona die Hochzeit des französischen Gesandten Karl Reinhard mit Christine, der Tochter des Arztes und Schriftstellers Albrecht Heinrich Reimarus, gefeiert. Reinhard, der ehemalige Tübinger Stiftler, jetzt im Dienste seines Adoptivvaterlandes zum erstenmal auf einen selbständigen Posten gestellt, war bald nach seiner Ankunft in Hamburg in der Familie Reimarus-Sievekling heimisch geworden. Er hatte hier Nahrung für seine litterarischen Neigungen wie eine übereinstimmende politische Denkart gefunden: man opferte demselben weltbürgerlichen Idealismus, der ihn selbst in den Dienst der französischen Revolution geführt hatte. Die Mutter Reimarus, die schöngestirnte und vielgeschäftige „Doktorin,“ war ihm besonders gewogen, und bald gewann er auch das Herz der zweiundzwanzigjährigen Christine, die zuvor mit dem durch seinen kühnen Rettungsversuch für Lafayette bekannten Arzt Erich Bollmann halb verlobt gewesen war, eine Verbindung, die der Eltern Billigung nicht erhalten hatte. Christine, in der geistig bewegten Atmosphäre des Reimarus'schen Hauses aufgewachsen, wo alles willkommen war außer den „verworfenen Aristokraten,“ hatte eine vorzügliche Bildung erhalten; ihr Geist wurde gerührt, ihre Belesenheit und namentlich ihr ausgezeichnetes Gedächtnis. In Sachen der Religion hielt sie es mit dem deistischen Aufklärungschristentum, aus dem das berühmte Werk ihres Großvaters hervorgegangen war. Viele Zeitgenossen priesen sie als eine Frau von großer Anziehungskraft, teilnehmend, freundlich, unterhaltend, während andre und zwar dem Hause nahestehende Freunde es der Mutter zum Vorwurf machten, daß sie durch ihre absichtsvolle Erziehung die durch keine äußern Gaben ausgezeichnete Tochter unnatürlich hinaufgeschraubt habe, sodas diese frühzeitig die Frische der Jugend verlor und ein verkünsteltes altkluges Wesen annahm. Wie dem sei, als Gattin und Mutter hat sie sich in einem schweren sturmbelegten Leben musterhaft bewährt. Sie ist ihrem Mann eine starke und aufopferungsvolle Gefährtin gewesen, durch ein strenges Pflichtbewußtsein aufrecht gehalten auch in den härtesten Proben. Die „Doktorin“ hatte gehofft, den Schwiegersohn in dem Familienkreis be-

halten zu dürfen, den sie um ihren Theetisch versammelte, und dem Hochzeitpaare hatte sie in heiter tänzelnden Versen den Wunsch dargebracht: „Euer Gang sei Liebe, sei Blumengang durchs Leben hin.“ Aber rosenbestreut ist dieser Lebensgang nicht gewesen. Nicht viel über ein Jahr dauerte das gemeinsame Familienglück in Hamburg. Ende des Jahres 1797 wurde Reinhard von seinem Posten abberufen, da das Direktorium seine Verheiratung in eine angesehenere Hamburger Familie mit seinen Berufspflichten nicht auf die Länge vereinbar fand, und nun begann für ihn ein beständiger Wechsel der diplomatischen Stellungen, die fast alle mit einem Mißerfolg abschlossen, von denen keine ohne bitteren Nachgeschmack war, und die zum Teil mit Gefangenschaft oder überstürzter und gefahrvoller Flucht endigten, wobei Christine mit den Kindern ihr redliches Teil mitzutragen hatte. Von ihren Erlebnissen und Schicksalen pflegte sie treulich Bericht nach Hause zu erstatten. Sie wußte, daß diese Briefe ungeduldig erwartet wurden, und daß der kleine vertraute Kreis, der davon Kenntnis erhielt, sie um so höher schätzte, als die Zeitungen damals nur spärlich und ungenau über die Weltbegebenheiten unterrichteten. Denn Frau Christine erzählte ihrer Mutter nicht bloß, was sie selbst und ihre Familie betraf, sondern wie sie von lebhaftem, ja leidenschaftlichem Interesse für die Politik erfüllt war, flocht sie ausführliche Berichte über die politischen Vorgänge des Tages ein, die sie mit erlebte, oder wie sie zu ihrer Kenntnis gelangten, und wie sie vom Standpunkt der französischen Gesandtschaft beurteilt wurden. Diese Briefe an ihre Mutter, oder doch ein Teil davon, sind jetzt durch ihre Enkelin, die Frau Baronin von Wimpffen, geborne Gräfin von Reinhard, veröffentlicht worden;*) leider aber nicht so, wie sie geschrieben worden sind, nicht in deutscher Sprache: die Herausgeberin hat um der französischen Leser willen geglaubt, sie ins Französische übersetzen zu müssen und ihnen damit den Hauptreiz abgestreift. Gerade das persönliche Gepräge der Briefe ist so verwischt. Wir hätten die Diplomatenfrau gern ohne Zwischeninstanz kennen gelernt, so müssen wir uns statt des Originals mit dem übermalten Bilde begnügen. Sieht man aber darüber weg, so wird man dem Erzählertalent der jungen Frau gern von einer spannenden und aufregenden Szene zur andern folgen. Zuweilen mischt sich ein spöttischer Ton, ein Zug leichter Überhebung ein. Es fehlt ihr nicht an dem Sinn für das Komische, für die Schwächen anderer. Doch sind es meist ernste Dinge, die sie zu berichten hat. Anfangs voll Enthusiasmus und Stolz auf die Siege der französischen Waffen, wird sie durch ihre Erfahrungen dahin gebracht, daß ihr höchster Wunsch die endliche Herstellung des Friedens ist, ein Wunsch, der ihr niemals erfüllt werden sollte. Wie sehr ihre Feder politischen Materien gewachsen ist, zeigt vor allem ihr eingehender Bericht über die Geschichte und die Triebfedern

*) Une femme de diplomate. Lettres de Madame Reinhard à sa mère. 1798—1815. Traduites de l'allemand et publiées pour la société d'histoire contemporaine par la Baronne de Wimpffen, née Reinhard. Deux portraits en héliogravure. Paris, A. Picard et fils, 1901.

des 18. Brumaire, ein Bericht, den auch der Historiker mit Interesse lesen wird. Reinhard selbst war damals kein Eingeweihter, aber er stand als Minister der auswärtigen Angelegenheiten dem Ereignis nahe genug, daß er über den Zusammenhang des von Talleyrand geleiteten Intrigenstücks nicht im unklaren sein konnte. Doch am meisten Teilnahme erregen Christinens Briefe, wenn sie stark in ihr Leben einschneidende Katastrophen zu erzählen hat, wie die schmerzvolle Flucht aus Toskana im Sommer 1799 und die gewaltsame Wegführung durch die Russen aus Sassy im Jahre 1806. Wochenlang wurde die Familie mitten im Winter von Kosaken durch die Ukraine geschleppt, bis endlich in Krementschuk durch Ausrufung des Kaisers von Rußland die Freilassung erfolgte. Zur Erholung begab sich Reinhard mit den Seinen zunächst nach Karlsbad, und hier hat er im Frühjahr 1807 die Bekanntschaft Goethes gemacht.

Man weiß, wie rasch sich Goethe und „der Resident“ Reinhard befreundet haben, wie eng Reinhard sich an den um zwölf Jahre ältern Dichter angeschlossen und anklammerte. Nicht so vorbehaltlos konnte sich Frau Christine in Goethe finden, obgleich auch sie das Zusammentreffen mit ihm als „ein Geschenk des Himmels“ betrachtete. So schrieb sie aus Karlsbad ihrer Jugendfreundin Frau Johanna Frommann in Sena, der Tochter des Hamburger Konvektors Wesselhöft, und fügte hinzu, ihr „eigentliches Urteil über diesen höchst merkwürdigen Menschen, der als Dichter alle meine Gefühle, als Mensch nur meine Verstandeskkräfte in Bewegung setzt,“ wolle sie später einmal mündlich auseinandersetzen. Schriftlich hat sie es in den Briefen an ihre Mutter gethan, und man wird neben Goethes eignen Zeugnissen über diese Karlsbader Begegnung, in den Tag- und Jahreshäften, den Tagebüchern, den Briefen, gern zum Vergleich auch die Berichte stellen, in denen Frau Reinhard von dem Eindruck, den Goethe auf sie gemacht hat, Rechenschaft giebt.

Reinhardts trafen am 6. Mai in Karlsbad ein, als die ersten Gäste, und erfreuten sich in den ersten Wochen im Genuß der Natur einer nach den eben ausgestandnen Stürmen doppelt wohlthätigen Ruhe. Erst Ende des Monats begann es lebendiger zu werden, es erschienen Österreicher, erschienen Russen; das waren für den französischen Diplomaten feindliche Elemente, was eine Annäherung nicht begünstigte. Vom 1. Juni aber lesen wir:

Du erräthst nicht, liebe Mutter, mit wem wir jetzt in Beziehungen sind. Ich will deine Neugierde noch in Spannung lassen und meinen Bericht fortsetzen. Vorgestern plauderte man in meinem Salon und fragte sich, ob Deutschland und die deutsche Sprache bestimmt seien, gänzlich zu verschwinden. „Nein, ich glaube es niemals, sagte jemand zu mir, die Deutschen lassen sich wie die Juden unterdrücken, aber so wenig wie diese lassen sie sich auszrotten. Sie werden den Mut nicht verlieren und eng zusammenhalten, selbst wenn sie kein Vaterland mehr haben sollten.“ Kate, wer so sprach: es war Goethe! Er war kurz vorher angekommen und hatte mir am andern Morgen durch Professor Niemer einen Brief von Frau Frommann geschickt und mir seinen Besuch angekündigt. Mein Mann wollte ihm zuvorkommen und ging nach dem Essen zu ihm. Man führte ihn in ein Zimmer,

wo er einen bejahrten, ziemlich beleibten Mann in einem Kamisol sah, der alsbald im Nebenzimmer verschwand und einen Augenblick später im Überrock wieder erschien. Man setzte sich aufs Kanapee, und er hielt darauf, sich rechts zu setzen. Seine Manieren haben nichts Französisches, nichts Gefälliges, sie sind hastig und abgeriffen. Sein Ausdruck ist ernst, aber wenn er lacht, funkeln seine Augen, und der Schall erscheint in allen Falten seines Gesichts. Er war sehr zuvorkommend, sprach von Jassy, unsrer Internierung usw. Wie es häufig bei berühmten Männern geht, hatte ich mir ein ganz falsches Bild von ihm gemacht. Er gleicht mehr Antonio als Tasso. Seine ganze Haltung ist die eines Staatsrats, sein Auge allein verrät den Dichter.

11. Juni

Liebe Mutter, ich wollte dir gestern nach einem langen Spaziergang schreiben, als Goethe zum Thee kam. Er hielt uns einen förmlichen Vortrag über seine neue Farbenlehre. Die Art, wie er diese betrachtet und auseinandersetzt, ist höchst interessant. Allein sobald man nicht mehr unter dem Zauber seines Genies ist, sagt man sich, daß viele seiner Aufstellungen von den Sachverständigen ins Gebiet der Chimären verwiesen werden werden. Karl vermag besser als ich diesem glänzenden Geist zu folgen. Die geistige Welt, in der er sich bewegt, umfaßt alles: Philosophie, Botanik, Astronomie, keine Wissenschaft ist ihm fremd. Wenn ich ihm eine Zeit lang gefolgt bin, alle Gebiete streifend und stets in unzugänglichen Höhen verweilend, verweigert mein Verstand jeden Dienst, und das Gefühl meiner Unzulänglichkeit erdrückt mich. Ich glaube, das ist die Wirkung, die er wünscht, und die ihm am meisten schmeichelt. An einem und demselben Tag ist er viermal gekommen: am Morgen, um mir bei einer Kopie seiner Höhenkarte*) behilflich zu sein, dann, um mir das Tagebuch unsrer Internierung zurückzugeben, das er zu lesen gewünscht hatte, dann, um uns Farben gläser für seine Theorie zu bringen, endlich am Abend, um sich zu entschuldigen, daß er nicht zum Essen zu uns kommen könne. Seit acht Tagen ist der Herzog von Weimar hier, und wir sehen ihn häufig. Er ist unbedeutend. Seine Anhänglichkeit an Goethe datiert von der Zeit, da beide noch jung ihre Vergnügungen teilten. Ihre freundschaftlichen Beziehungen haben sich trotz des Standesunterschieds erhalten, und das spricht für sie. Der Herzog ist sehr natürlich, ohne allen Stolz. Während einer Landpartie, die er mit Goethe machte, verschaffte er sich eine Angelleine und fing kleine Fische in der Tepel. Der Dichter brachte uns sein Stammbuch mit der Bitte, uns einzuschreiben: ich erschrak, denn er hat seine Theorie über die Handschriften, die nach seiner Meinung über den Charakter der Personen Aufschluß geben. Aus der Napoleons machte er ein wahres Studium, und er ist zu einem recht guten Urtheil gelangt. Wir zogen uns aus der Sache, so gut wir konnten, indem wir das univervelle Genie des großen Mannes priesen, für den es keine Geheimnisse der Natur und des menschlichen Herzens mehr gebe, eine Schmeichelei, die ihm zu gefallen schien.

Der nächste Brief beschreibt einen Ausflug nach den Hans Heiling-Felsen; Niemer war auch mit von der Partie und setzte sich mit seinem Skizzenbuch vor die Hauptansicht. Dann vom 24. Juni:

Karlsbad soll in diesem Jahr weniger belebt und glanzvoll sein als sonst; jedermann empfindet die Schwere und den Wechsel der Zeiten. Wir kommen eben aus einem Konzert, das in leerem Saale stattfand. Die Russen und die russische

*) Nach Alexander von Humboldts Ideen zu einer Geographie der Pflanzen ausgeführt, f. Tag- und Jahreshefte, 638 bis 639.

Partei sind niedergeschlagen seit der Nachricht von der Schlacht bei Friedland. Man sieht nur bestürzte Gesichter. Einzelheiten fehlen noch; man weiß nur, daß unser Kaiser das Zentrum der russischen Armee über den Haufen geworfen und vernichtet hat. Man lebt in einer beständigen Spannung und wartet ängstlich auf weitere Nachricht. Versuche zur Heiterkeit wollen nicht gelingen: einzig die Sorge für die Gesundheit sollte die Gäste in diesem Thal beschäftigen, Kriegsgeschrei und Zwietracht sollten daraus verbannt sein. Mein Mann ist Goethe am Morgen begegnet und hat ihm gesagt, die erwartete Schlacht sei jetzt geschlagen. Il y en aura bien d'autres, antwortete Goethe, er sprach zum erstenmal französisch. Nach dem Konzert schritt der Dichter auf uns zu und ging vor aller Welt mit uns auf und ab, was sehr bemerkt wurde.*)

Goethe bringt fast alle Abende bei uns zu. Die Polittik ist dann aus der Konversation ausgeschlossen; die Herren unterhalten sich über Kunst, Wissenschaft, Pitteratur, und der lebhafteste Geist des Gelehrten weiß den schwierigsten Fragen eine neue Wendung zu geben. Man kann ihn nicht vom ersten Sehen beurteilen, man lernt ihn in seinem Wesen als ein allseitiges Genie erst kennen, wenn man allein mit ihm ist. In größerer Gesellschaft wird er schweigsam und verliert sich in seinen Gedanken. Du sagst mit Recht, daß unsre Begegnung mit ihm unter die glücklichen Zufälle unsers Lebens gehört, sie werden ja leider immer seltner. Die geistige Anregung, die die Folge unsers vertrauten Umgangs mit ihm ist, wirkt äußerst wohlthätig auf das Befinden meines Mannes, viel mehr als alle Mittel, die er braucht: Goethe und er scheinen zu einander zu passen und lernen sich täglich mehr schätzen. Wir bringen ganze Tage zusammen zu. Eines Abends las und deklamierte Goethe mehrere seiner Dichtungen: es war ein wahrer Genuß, ihn zu hören. Ich habe jetzt keine Zeit, die Art seines Vortrags näher zu beschreiben, aber ich thu es ein andresmal und gebe dir eine Würdigung des außerordentlichen Mannes, der meinen Geist so sehr beschäftigt, ohne meinem Herzen etwas zu sagen. Wird mein Urteil unparteiisch sein? Ich hoffe es. Jedenfalls unparteiischer als das meines Mannes, dem Goethe einen Teil seines Herzens geraubt hat. Vielleicht war es ihm bei mir nicht der Mühe wert, sonst hätte es dem Zauberer sicherlich gelingen müssen.

5. Juli

Wir kennen endlich die Bestimmungen des in Tilsit geschlossenen Waffenstillstands. Der Herzog von Weimar hat sie uns mitgeteilt, und sie werden unfehlbar den Frieden zur Folge haben. Man muß sich darüber freuen, denn die Menschheit kann nun endlich aufatmen und Kraft schöpfen zu neuen Kämpfen und neuen Leiden. . . . Trotz des Ernstes der Lage behält das Herz seine Rechte: der Herzog von Weimar verzichtet auf das Bad in Teplitz, um zu den Füßen der schönen Fürstin Bagration zu bleiben. Letzten Sonntag, nachdem er mit seiner Angebeteten gewalzt hatte, hat er sie noch für den Schlußgalopp engagiert; es war ebenso beunruhigend als komisch, den Fürsten zu sehen, wie er, atemlos durch sein Asthma und die Lebhaftigkeit seiner Gefühle, seine Tänzerin umschlang und einen so gewaltigen Anlauf nahm, als gälte es einen Sprung auf Leben und Tod. Er hat uns sehr liebenswürdig aufgefordert, Weimar in unsre Reiseroute aufzunehmen. Goethe hat uns gleichfalls eingeladen und dabei zu meinem Mann gesagt, er wolle uns die Bekanntschaft seiner Frau verschaffen. Er fügte hinzu: Ich will sie Ihnen

*) In den Tag- und Jahreshften erzählt Goethe selbst, ein preussischer Offizier, mit dem er gern verkehrte, habe ihm nicht verzeihen können, daß er „mit einem französischen Diplomaten zu vertraulich umgehe.“

beschreiben — aber nicht in Gegenwart von Madame Reinhard, die zu aristokratisch ist. Sie müssen wissen, für meine Frau sind meine Werke ein toter Buchstabe, sie hat keine Zeile davon gelesen. Die Welt des Geistes existiert nicht für sie. Sie ist eine vortreffliche Wirtschaftlerin und beschäftigt sich ausschließlich mit der Führung meines Haushalts, den sie ganz beherrscht, das ist ihr Reich. Ubrigens liebt sie es sich zu putzen, ins Schauspiel zu gehn, und man darf nicht glauben, daß sie ganz ohne Bildung sei. Der Umgang mit mir hat nicht ohne Einfluß auf ihren Geist sein können, und das Theater hat ihren Gesichtskreis erweitert. Man glaubt nicht, wie sehr der Theaterbesuch den Geist bildet, wenn man ein Jahrzehnt lang jeden Abend dort zubringt. Künste, Gesellschaft, Sitten, alles kommt dort zur Sprache, die Gefühle des menschlichen Herzens werden in allen Situationen dargestellt, diese Kämpfe wecken den Geist, bilden das Urtheil, veranlassen zum Nachdenken. Im Altertum hat das Theater die Griechen leidenschaftlich erregt, und ihre berühmtesten Redner übten sich für ihre Kämpfe auf der Tribüne durch Vorträge auf offenem Markt. Goethe hat uns mit der eben erschienenen neuen Ausgabe seiner sämtlichen Werke ein sehr hübsches Geschenk gemacht. Auf der ersten Seite hat er selbst eine Ansicht von Karlsbad eingeklebt, nach der Natur von ihm gezeichnet, mit der Widmung: „Dem würdigen Paare Reinhard.“ Diese Aufmerksamkeit hat uns sehr gerührt. Mein Mann hat sich einige französische Autoren verschafft, die er ihm darbieten will. In diesem Augenblick ist von nichts die Rede als von Corinna. Auf Goethes Bitte hat der Herzog ein Exemplar kommen lassen, er hat es seit einigen Tagen in Händen und scheint ganz entzückt davon. Er lobt das Buch ohne Vorbehalt und ist ebenso begeistert davon wie du.

Man darf billig zweifeln, ob die Äußerungen Goethes über seine Frau genau so gelautet haben, wie Frau Reinhard sie wiedergibt. Ganz davon abgesehen, daß sie uns jetzt nur in einer französischen Übersetzung vermittelt sind. Was Goethe zu Reinhard sagte, mag auf dem Weg, den es bis zu seiner schriftlichen Wiedergabe durch Christine zurücklegte, nicht unbeschädigt geblieben sein. Das Vorurtheil der gelehrten Frau gegen die ungelehrte hat wohl mehr oder weniger ihre Feder beeinflusst. Jedenfalls ist es lehrreich, die einfach schönen Worte daneben zu setzen, mit denen Goethe das neugewonnene Freundespaar seiner Gattin empfahl. Reinhard rühmt er ihr als einen „ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann, dessen Umgang das Beste ist, was ich hier genieße.“ Und über die Frau schreibt er: „Inwiefern du zu ihr einiges Verhältnis haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig, Eigenschaften, die du dir nicht anmaßest.“

Die versprochne Gesamtwürdigung Goethes gab die Frau des Gesandten in ihrem letzten Karlsbader Brief vom 10. Juli. Er wirft einen Rückblick auf die zwei in dem böhmischen Bad verlebten Monate: die ersten Wochen der Einsamkeit und völligen Ruhe, die Ausflüge in die Umgegend, die beginnende Saison, die Ankunft von Russen und Österreichern.

Je zahlreicher die Gesellschaft wurde, um so mehr fühlten wir uns von feindseligen Elementen umgeben. Da erschien Goethe! Ich habe dir von unsern täglichen Beziehungen gesprochen und von dem Interesse, mit dem ich diesen außerordentlichen und unüberblichen Genius betrachtete. Ich sage betrachtete, denn trotz

alles Entgegenkommens seinerseits sind unsre Beziehungen, wenigstens was mich betrifft, niemals eigentlich herzliche gewesen. Es ist bei ihm zu viel Gemachtes, ein Mangel an Natürlichkeit, was nicht zur Vertraulichkeit einlädt, im Gegenteil jede Hingebung ausschließt. Es wäre anmaßend von mir, ihn beurteilen zu wollen und zu behaupten, ich hätte dieses einzige Wesen begriffen. Immerhin will ich versuchen, den Eindruck zu schildern, den dieser glänzende Geist auf mich gemacht hat; es vollkommen zu thun, müßte ich seine eigne Beobachtungsgabe und seine Kühnheit haben. Professor Huber sagt mit Recht, Goethe weiche allem Individuellen aus, er hat deswegen nie mein Herz gerührt, er schwebt über den Leiden der Menschheit, gleich dem Bewohner eines andern Planeten. Nie spricht er von sich selbst, und nie habe ich ihn an den Freuden oder Bekümmernissen andrer teilnehmen sehen. Selten erhält man von ihm ein Zeichen des Befalls oder des Tadelns. Erzählt man ihm von den Sorgen, Täuschungen ihm bekannter Personen, so nimmt er diese Berichte wie Alltagsgeschichten und erzählt ähnliche Fälle. Nichts regt ihn auf. Er lebt im Kreis seiner Ideen und seines Wissens, einem ungeheuern Kreis, der alle Wissenschaften umspannt, und spielt mit den tiefsten Materien. Eifrig beschäftigt er sich mit Botanik, Chemie, Mineralogie, Astronomie; alles ist ihm vertraut. Gegenwärtig ist die Farbenlehre sein Steckenpferd; sie nimmt, wie er meinem Mann bewies, ihren Ausgangspunkt von der Chemie und mündet in die Philosophie. Anbetung ist er gewöhnt, und keine Huldigung setzt ihn in Erstaunen. Im Lauf einer Unterredung, in der Goethe sich mit ungewöhnlichem Feuer und Schwung ausdrückte, sagte ihm Karl, wiewohl er schon öfters mit bedeutenden Männern in engen Beziehungen gewesen sei, habe er noch bei niemand eine solche Fülle von Gedanken und eine solche Harmonie und Feinheit der Empfindungen, kurz eine solche Vollkommenheit angetroffen wie bei ihm. Er gestand ihm, er habe Mühe, ihm zu folgen, er müsse sich immer wiederholen, was er von ihm gehört habe, und er sei oft ganz verblüfft von der Richtigkeit und der Kühnheit seiner Ideen. Dieses Lob schien den Dichter gar nicht zu überraschen, er antwortete nur, man müsse in der That seine Sprache gewöhnt sein, um ihn zu verstehen. Er habe deshalb auch auf die Konversation verzichtet und lasse sich überhaupt nur auf ein Gespräch ein, wenn er Männer seines gleichen finde, wie meinen Mann, oder wie Schiller war. Er sprach dann mit großer Wärme von diesem, ohne jede Spur von Eifersucht und weit entfernt, irgend einen Vergleich zu ziehen.

Du weißt, liebe Mutter, daß Goethe sich gleich andern bedeutenden Männern bei den Frauen mit einem ziemlich niedrigen geistigen Niveau begnügt, und daß ihm ein gewöhnliches natürliches Wesen lieber ist als eine hochentwickelte Intelligenz. In seinen Verhältnissen läßt er sich vom Augenblick bestimmen, und es fehlt ihm nicht an Gründen zur Rechtfertigung seiner Launen und ihrer Folgen. Aber die Heldinnen in seinen Werken, ausgestattet mit so erhabnen Gefühlen, rühren nicht und gefallen nicht, weil der Dichter sie nur mit solchen Tugenden ausgerüstet und sie mit solcher Liebe geschaffen hat, um zu zeigen, daß er es besser gemacht habe als der Schöpfer.*)

Ihn seine Dichtungen lesen zu hören, ist ein wahrer Genuß. Seine Stimme ist wohlklingend, stark und jeder Modulation fähig. Das Feuer seines Auges, sein Vortrag, seine Gebärde sind angemessen und eindrucksvoll. Er declamiert mit Vor-

*) Man vergleiche damit, was Goethe selber (zu Edermann, 22. Oktober 1828) über seine Frauencharaktere gesagt hat: „Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie! Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.“

liebe Balladen und Dramatisches. Er hatte uns vorher gesagt, daß er lieber Stücke wähle, die eine spannende Situation darstellen als den Ausdruck von Gefühlen oder Stimmungen.

Nun hat meine ungeschickte Hand genug gesagt über diesen Meister in jeder Kunst; nun sollte ich dir noch mitteilen, wie mein Mann über Goethe als Mensch und als Schriftsteller urteilt, aber es fehlt mir die Zeit. Seine Ansicht weicht von der meinen in manchen Punkten ab, denn er hebt seinen Freund dermaßen in die Wolken, daß das Haupt seines Helden wie von einer Aureole verklärt erscheint. Ich begnüge mich, an ihm zwei Augen zu bewundern, wie ich niemals ähnliche gesehen habe, und die eine ganz ungewöhnliche Intelligenz widerspiegeln.

Unsre Abreise ist auf den 15. bestimmt. Ich kann nicht ohne Bewegung dieses Thal verlassen, wo die Luft, die ich atmete, mir leichter schien, wo die Sorgen an mir vorüberstriefen, und wo die Gesellschaft Goethes unserm Aufenthalt einen ganz besondern Reiz gegeben hat. Diese Beziehungen, zufällig angeknüpft, werden von Dauer sein, denn von beiden Seiten hat man das Verlangen, sich wiederzusehen, und man versprach, sich zu schreiben.

An die zufällige Begegnung in Karlsbad hat sich in der That ein dauernder Verkehr geknüpft. Die Korrespondenz hat sofort eingesetzt und ist bis zu Goethes Tod geführt worden, mit Unterbrechungen, aber in einem sich stets gleichbleibenden Wärmegrad. Häufige Besuche in Weimar haben auch den persönlichen Verkehr immer wieder aufgefrischt. Doch Frau Christine selbst hat Goethe nach Karlsbad nicht wieder gesehen. Der erste Besuch, den Reinhard in Weimar machte, war das improvisierte Intermezzo im Feldzug von 1809, in den König Jerome sein diplomatisches Korps mitgenommen hatte; Frau Christine war inzwischen bei ihren Eltern in Hamburg. Die spätern Besuche Reinhardts bei Goethe, fünf an der Zahl, fallen in die Zeit, wo er Gesandter am Frankfurter Bundestag war, also nach Christinens Tod. Was für Reinhard die Freundschaft Goethes bedeutete, das hat er gegen diesen und gegen andre oft und in den dankbarsten Worten ausgedrückt. Für ihn war das Erlebnis in Karlsbad fast eine Lebensentscheidung. Er hatte sich damals infolge von übeln Diensterfahrungen und nach der russischen Gefangenschaft in einem Zustand körperlicher und moralischer Depression befunden, aus der ihn, wie er selbst sagte, weniger der Karlsbader Sprudel als der ihm gewährte Anschluß an Goethe wieder aufrichtete. An den Kanzler Müller schrieb er drei Jahre nach Goethes Hingang: „So wie er mich erst angezogen, dann an sich hinaufgezogen, dann mit Vorliebe, mit Treue, mit Nachsicht mich geduldet, gehalten, gehoben hat, so ist mir von keinem andern Menschen geschehn.“ Fast scheint es, daß die kritische Stellung, die Frau Christine Goethen gegenüber einnahm, zum Teil darauf zurückzuführen ist, daß sie, während ihr Gatte sich dem neugewonnenen Freund sofort gefangen gab, ihre Selbständigkeit behaupten wollte. Sie war ja überhaupt weniger eine unbefangene aufnehmende, als eine kritische, reflektierende Natur. Auch waren die Gegenstände, über die sich beide Männer vorzugsweise unterhielten, von der Art, daß sie nur schwer folgen und kaum mitsprechen konnte, und das war sie von ihrem mütterlichen Theetisch, wo die Frauen das große Wort führten, nicht gewöhnt. Übrigens ist

bekannt, daß sich gerade in dieser Zeit, nach Schillers Hingang, wirklich bei Goethe stärker das zu entwickeln begann, was man die Ruhe des Olympiers oder die geheimräthliche Steifigkeit und Förmlichkeit zu nennen pflegte. Auf die Vollendung seines Lebenswerks bedacht, nahm er sich strenger in sich zusammen, alles abweisend, was nicht seiner Natur gemäß war, und wovon er sich keine Förderung versprach. Diese Abgemessenheit mag im Anfang Kunst und Absicht gewesen sein, bald wurde sie Natur. So urteilte wenigstens Reinhard selbst, der nach einem Besuch in Weimar im Jahre 1827 seinem Freund Wessenberg schrieb: „Sein glücklicher Gleichmut erhält ihn jung. Er läßt nichts an sich kommen und macht sich an nichts, was ihn aufregen könnte. Dieses im Anfang künstliche Gleichgewicht ist ihm dank der beständigen Übung jetzt zur andern Natur geworden.“ Nur wäre Goethe wohl schwerlich der Olympier geworden, wenn er nicht schon früh die Anlage zu Maß und Selbstbeherrschung in sich getragen hätte, schon damals, als er — seinem Bekenntnis gegen Sulpiz Boissierée zufolge —, wenn ihm Verkehrtes zur Hand kam, dreinschlagen und es, gleich Wischers Auch Einer, ingrinnig zerschmettern mußte, um sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Daß aber andrerseits auch der Alte, wenn die Besucher ihm zusagten, teilnehmend, aufgeschlossen, „herzlich“ sein konnte, das hat eben Reinhard in reichem Maße erfahren dürfen.

Mit Frau Reinhard war es ein andrer Fall. Welchen Eindruck Goethe wohl seinerseits von Frau Christine empfangen hat? In seinen Äußerungen über sie findet sich kein unfreundliches Wort. Wo er ihrer gedenkt, geschieht es durchaus achtungs- und rücksichtsvoll. Immerhin spürt man deutlich, daß ihm der männliche Teil der neuen Bekanntschaft der wichtigere war. Er nennt sie höchst gebildet und rühmt ihre treffliche Beschreibung der Erlebnisse in Tassy und in der Ukraine. Beide Gatten nennt er „wahrhaft aufrichtig und deutsch gefinnt, nach allen Seiten gebildet.“ So in den Tag- und Jahresheften. Dagegen ist in den Briefen aus Karlsbad an Frau von Stein (14. Juni), an Knebel (1. Juli) und an seine Frau (3. Juli) bloß Reinhard's als einer neuen interessanten Bekanntschaft gedacht, Frau Christine wird gar nicht erwähnt. Erst in dem Brief an seine Frau vom 16. Juli, worin er ihr den Besuch des Reinhard'schen Paares in Weimar ankündigt, sind beide kurz charakterisiert. Die Worte sind oben schon angeführt worden. Auch in diesem Brief hier wird das Lob nicht gespart, aber wenn es in dem Signalement der Frau heißt: „belesen, politisch und schreibselig,“ so wird man darin eine leichte Ironie ebensowenig verkennen können, als wenn er sie einmal scherzhaft eine Aristokratin nennt. Die geistreichen Hamburger Abendgesellschaften, deren Tradition Frau Reinhard aufrecht hielt, waren jedenfalls nicht nach seinem Geschmack. Nach einem Gespräch mit Reinhard über Hamburg und seine litterarischen Kreise wird als Resultat von Goethe im Tagebuch bemerkt: „Verständige, beschränkte Denkungsweise.“ Man weiß, wie er mit Sulpiz Boissierée über den „Reimarus'schen Theetisch,“ über „das auf alle interessante Menschen erpichte Reimarus'sche Wesen“ spottete und es an Freund

Sulpiz wunderbar fand, daß er es zwei Jahre lang in dem Hamburger Theewasser aushalten konnte.

Nach Beendigung der Karlsbader Kur begaben sich Reinhardts zunächst nach Dresden, wo der Kaiser mit Talleyrand war, von denen sich der einstweilen kaltgestellte Diplomat die Erlaubnis auswirkte, zunächst nach dem Rhein zu gehn, wo er mit Hilfe seiner dortigen Freunde ein Landgut erwerben wollte. Sie nahmen den Weg wirklich über Weimar und blieben hier mehrere Tage. Sie waren bei Hof, speiseten einmal bei Goethes Frau, ließen sich durch Meyer die Sammlungen des Goethehauses zeigen, besuchten den alten Wieland, Falk, Voigt, Bertuch usw. Wie Frau Reinhard über Goethes Frau urteilte, kann man sich nach dem Vorausgehenden denken; ihr Außeres erschien der Diplomatenfrau als höchst gewöhnlich, sie machte ihr den Eindruck einer gutmütigen, gefälligen Kammerfrau. Bekannt ist, daß man in Weimar von der Ähnlichkeit Reinhardts mit Schiller überrascht war. Auch Frau Christine bezeugt es. Von einer Abendgesellschaft bei Hof, wo sie auch Frau von Stein traf, erzählt sie: „Die große Ähnlichkeit meines Mannes mit Schiller fiel jedermann auf, einige waren davon bis zu Thränen gerührt; sie muß wohl sehr augenscheinlich sein, daß sie einen solchen Eindruck auf die Freunde des verstorbenen Dichters machte. Zum besseren Vergleich stellte man Reinhard neben ein Bildnis Schillers; auch fand man, daß sein Wuchs, seine Haltung, sein Benehmen, sogar seine Bewegungen an den berühmten Dichter erinnern.“

Das nächste Jahr wurde in glücklicher Zurückgezogenheit teils in Köln, teils auf den neu erworbenen Gütern am Rhein, Falkenlust und Apollinarisberg, zugebracht. Für Reinhard selbst war es die größte Überraschung, als er sich plötzlich ins thätige Leben zurückgerufen sah. Der Kaiser hatte ihn zu seinem Gesandten bei König Jerome in Kassel ernannt, und er konnte um so weniger zögern, dem Ruf zu folgen, als es eine Rehabilitation war, hervorgegangen aus der eignen Entschliezung des Kaisers. Das mußte auch Frau Christine anerkennen, mit einem Seufzer schrieb sie dazu ihrer Mutter: „Ungern verlasse ich diese Einsamkeit, doch du weißt, ich bin gewöhnt, mich dem Unabänderlichen zu beugen und ihm mutig entgegenzugehn. Mich begleitet ein liebes Andenken an dieses Jahr der Ruhe, das so teuer erkauft war.“ Die Briefe aus der Kasseler Zeit fehlen; man weiß nicht, warum. Die Herausgeberin bemerkt nur: „Sie würden für sich allein einen Band füllen.“ Erst von den Tagen, wo der westfälische Thron zu wanken begann, vom März 1813 an, wird der Faden der Korrespondenz wieder aufgenommen, und zwar schildern die Briefe Christinens mit großer Lebendigkeit und einer Fülle von Einzelheiten den Zusammenbruch der westfälischen Herrlichkeit, die Aufregungen während des wechselnden Kriegsglücks, den Leichtsinn des Hofes und die trügerische Sicherheit,*) dann nach der Leipziger Schlacht die Angst und die Kopf-

*) Am 20. Mai 1813 schreibt sie: „Während du uns bedroht glaubst, ist hier anscheinend volle Sicherheit: ich suche eine andre Wohnung, General Tette läßt seine Familie aus Frank-

losigkeit, die wiederholte Flucht, den Dienst, den Reinhard noch zuletzt der Stadt Kassel durch die Abwendung eines grausamen Racheakts leisten konnte. „Mitgerissen vom Strom des Kriegs und der Flüchtlinge“ traf die Familie Ende November in Paris ein. Die Gefahren und Bedrängnisse der Flucht hatten der Gesundheit Christinens, die schon seit den Ereignissen in Toskana und wieder in der Ukraine schwer gelitten hatte, einen neuen Stoß gegeben. Dazu jetzt die Sorgen und Aufregungen des Tags: in den Todeskampf des Kaiserreichs ist das Schicksal der Familie mit verflochten. Die nächsten Monate verfließen in banger Ungewißheit, „in Erwartung der Schlussskatastrophe, die die einen fürchten, die andern herbeiwünschen, alle aber zitternd kommen sehen.“ Am 1. April 1814, nach der Übergabe von Paris an die Verbündeten, schreibt sie: „Gott sei Dank, alles ist zu Ende, und besser als man dachte. Mir fehlen die Worte, zu sagen, was ich empfinde. Das allgemeine Gefühl ist das der Befreiung; die Saite war überspannt, sie mußte reißen. Frankreich hat den ungezügelden Ehrgeiz seines Herrschers nicht befriedigen können. Hier geht heute alles seinen gewöhnlichen Gang. Paris ist ruhig, um nicht zu sagen fröhlich. Damen erscheinen am Arm russischer Offiziere, und man sollte nicht glauben, daß dies unsre Feinde von gestern sind. Mein Mann sah das Wiedererscheinen des Fürsten von Benevent voraus. Dieser Tage hörte er ihn mit großem Freimuth sagen: »Man nähert sich der Lösung, und ich werde mich nicht entziehen.« Talleyrand hat schon die weiße Kokarde aufgesteckt, den Senat berufen, und der Zar wohnt bei ihm.“

Mit Talleyrand hat auch Reinhard den Umschwung auf die bourbonische Seite vollzogen. Aber er that es nicht ohne einen langen innern Kampf, nicht ohne Schwankungen zwischen Pflicht und Neigung, wie er es nannte. Er hatte, müde der erlittenen Täuschungen, schon den Entschluß gefaßt, Frankreich ganz zu verlassen und nach dem alten Vaterland zurückzukehren, als die Anerbietungen der neuen Regierung ihn wieder anders bestimmten und ihn zum Bleiben vermochten. Man weiß aus andern Zeugnissen, daß auch Christine die Rückkehr ins alte Vaterland aufs innigste wünschte, und daß der letzte Entschluß Reinhard's, der sie unwiderwillig an das fremde Land fesselte, sie traurig stimmte. „Ich finde mehr und mehr meinen Trost in der Entsagung, die nach all dem Wechsel von Furcht und Hoffnung eine treue Gefährtin bleibt.“ Mit dem anbrechenden Frühjahr 1815 hoffte sie wenigstens nach langer Trennung die Ihrigen in Hamburg wiederzusehen, voll Sehnsucht sah sie der Erfüllung dieses Wunsches entgegen, doch ihre Kräfte waren erschöpft, lange hatte sie gegen andauernde Kopfschmerzen und gegen immer wiederkehrende Nervenkrämpfe tapfer angekämpft, am 19. Februar 1815 sollte sie nach Hamburg kommen, der König ist nach der Napoleonshöhe zurückgekehrt, wo er sich dem Vergnügen und der Arbeit widmet, denn der letzte Artikel über die neue Oper und über die Schauspielerinnen war von ihm selbst geschrieben.“ Kleine Bosheiten dieser Art finden sich auch in den amtlichen Depeschen Reinhard's aus Kassel.

sie einem erneuten Anfall erliegen. Wenig Tage zuvor hatte sie in einer kleinen Gesellschaft in ihrem Hause Schillers *Rassandra* vorgetragen, und bei den Worten: „Soll ich mein Geschick vollenden, sterben in dem fremden Land?“ war sie selber wie von einer Vorahnung aufs tiefste ergriffen, und die Zuhörer erschrafen, wie ihr plötzlich der Atem und fast die Besinnung versagte. Am 22. Februar wurde sie auf dem Père la Chaise beerdigt. Reinhard aber schrieb dem befreundeten Arzt Harnier nach Kassel: „Was bedeutet es, wenn ihr Körper in ihr fremder Erde liegt? Ach! die Seele, der Geist, alles, was sie selbst war, gehört einem andern Lande an.“

In den hier mitgetheilten Briefen findet sich nichts, was auf ihre sehnsüchtige Rückwendung nach Deutschland hindeutete. Es ist aber schwer anzunehmen, daß Christine in den Briefen an ihre Mutter diese Saite ganz unberührt ließ. Hat die Herausgeberin solche Stellen ausgelassen? Die Publikation ist für französische Leser bestimmt, und dadurch scheint auch die Auswahl, die aus den Briefen getroffen ist, beeinflusst zu sein. Durch die Vermittlung der Société d'histoire contemporaine an die Öffentlichkeit gebracht, erscheinen die Briefe jetzt als ein Beitrag zur französischen Geschichte jenes Zeitraums; man hätte sie als Beitrag zur Kenntnis einer merkwürdigen deutschen Frau bearbeiten und veröffentlichen können, und damit hätte die Herausgeberin dem Andenken ihrer Großmutter vielleicht einen größern Dienst erwiesen.

W. L.



Die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie

Ein Dokument deutscher Kunst



ie ästhetische Erziehung des Menschen, über die einst Schiller seine berühmten Briefe an den Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben hat, hat in der neuesten Zeit wieder angefangen, eine Rolle in der Kulturentwicklung zu spielen. Zum Teil Modesache, zum Teil ein Verlegenheitsprodukt, da man sich in religiösen, philosophischen und sozialen Fragen nicht recht zu helfen weiß, zum Teil notwendige Reaktion gegen unhaltbare Zustände, hat sie ihr Gutes und Schlechtes, ihr Bleibendes und ihr Vergängliches wie alle derartigen Strömungen im Geistesleben; auch ihr Tragisches hat sie und ihr Komisches. Beides am meisten da, wo am stärksten gekämpft, am kühnsten geneuert wird. Neuern wollen sie ja überall, in der Sprache, wie schon das Wort sagt, in der Dichtkunst, auf den Bühnen, in und an den tausend Buden auf dem Jahrmarkt des Lebens, in und an seinen Akteuren, überall. Und wer nicht mitthun will,